

Die beiden Möglichkeiten : Wachtet! Denn keiner weiss, an welchem Tage euer Herr kommt (Evang. Matth. 24, 42)

Autor(en): **Ragaz, Leonhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **31 (1937)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-137014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die beiden Möglichkeiten.

Wachet! Denn keiner weiß, an welchem Tage
euer Herr kommt. Evang. Matth. 24, 42.

In der Beurteilung der heutigen Weltlage und der Stellungnahme dazu stoßen wir immer wieder auf zwei Möglichkeiten.

Wenn wir auf die ungeheuren Entfaltungen des Bösen in all seinen stets neuen Formen blicken, dann gelangen wir immer wieder zu dem Punkte, wo wir sagen müssen: „Es ist keine Hoffnung mehr, es bleibt nur die Katastrophe übrig. Für Europa, für die Christenheit, für die Welt, vielleicht auch besonders für einzelne Völker. Schon die sittliche Weltordnung scheint es zu fordern. Muß nicht vernichtendes Gericht kommen, über Europa, über die Christenheit, über die Welt, vielleicht über einzelne Völker besonders? Können wir auch nur wünschen, daß es ausbleibe? Aber wenn dem so ist, dann ist es offenbar ganz sinnlos und nutzlos, innerhalb dieser dem nahen Untergang geweihten Welt im Ganzen oder im Einzelnen etwas schaffen und bauen zu wollen. Dann bleibt doch nur Eins übrig: diese Welt zusammenbrechen zu lassen und der neuen zu harren, seinen Sinn ganz auf diese einstellend.“

Damit ist schon eine Haltung angedeutet, die nur dem *Glauben* möglich ist. Auf seinem Boden trifft man sie denn auch besonders häufig an. Hier heißt es: „Es ist oberflächlich und fließt aus einem Optimismus, der dem eschatologischen, das heißt auf das Letzte, auf das Ende gerichteten Geist des Neuen Testaments, widerspricht, für diese Welt Besserung zu erwarten, Hoffnung zu hegen, darin Krieg und soziales Unrecht zu überwinden, die Abrüstung durchzusetzen, einen Völkerbund zu schaffen, der seinen Namen verdiente, oder gar die Sache Christi von Grund aus zu erneuern. Diese Welt ist dem Gericht verfallen. Auch sind heute die Uebel so furchtbar geworden, daß ohnehin jeder Gedanke, ihrer durch menschliche Anstrengung Herr zu werden, eitel ist. Nur die Wiederkunft Christi kann uns helfen. Auf sie gilt es sich in Wachen und Beten einzustellen. Komm, Herr Jesu!“ — Das ist, so scheint es, die Haltung und Stimmung der Offenbarung Johannis. Und es ist etwas Großes und Beruhigendes darin. Man ist damit ein für allemal über alles Hoffen und Bangen hinaus. Man bemüht sich nicht krampfhaft und erfolglos, diese stürzende Welt zu halten, zu stützen und da und dort neu zu bauen; man läßt sie stürzen und blickt sieghaft und getrost auf den *neuen* Himmel und die *neue* Erde, die mit Christus kommen.

Eine großartige Haltung, wenn sie echt ist, nicht bloß erkünstelt, theologisch konstruiert und anempfunden. Auch uns drängt es zu ihr. Auch wir möchten darin Ruhe finden. Auch uns scheint sie die allein dem Sachverhalt genügende, die tiefe, die entschlossene, die charaktervolle. Auch uns erscheint die Welt immer mehr reif für eine neue Sintflut. Auch wir stehen unter der Wahrheit des prophetisch inspirierten Schauens der Offenbarung Johannis, das über all dieses Sich-Aufbäumen und Stürzen der Welt und all den Ansturm der Hölle, des Antichrist und des Satans nur noch auf das Kommen Christi blicken mag.

Aber können wir in dieser Haltung verharren? Ist das die einzige Möglichkeit? Ist es nicht doch möglich, daß es trotz dem Wüten der Mächte des Bösen auch in dieser Welt zu kämpfen und zu siegen gäbe? Dürfen wir nicht doch auf den Sturz des Kapitalismus und den Sieg des Sozialismus hoffen? Gibt es dafür nicht gerade auch heute Verheißung? Trotz alledem? Erst recht? Dürfen wir nicht auf den Sturz des Militarismus und Nationalismus und den Sieg einer Ordnung des Rechtes und Friedens im Völkerleben hoffen? Ja, dürfen wir nicht hoffen, daß inmitten dieser Welt und ihrem Kampf die Sache Christi sich in neuer Gestalt siegreich erhebe? Fühlen wir uns nicht immer wieder aufgefordert, um das alles zu ringen — doch wohl von *Gott* aufgefordert; denn wir wissen, daß wir es nicht von uns aus tun, aus irgend einem menschlichen Idealismus, Aktivismus oder gar Titanismus heraus, wie die Phariseer und Schriftgelehrten meinen. Haben wir dafür nicht gerade heute eine Verheißung? Sollen wir diese einem eschatologischen Dogma zuliebe mißachten? Sollen wir die Hände in den Schoß legen? Sollen wir „kühl bis ans Herz hinan“ am Strome der Weltnot sitzend seinem Ablauf zuschauen? Ich fürchte, das wäre nicht „Wachen“, sondern Träumen und Einschlafen. Denn nur der Arbeitende und Kämpfende bleibt wach. Nur er kann auf *Gott* warten. Nur er hat Oel in der Lampe und kann den Herrn erkennen und grüßen, wenn er kommt. Das andere aber ist gerade menschliches Machen, menschliches Zurechtlegen, menschliches System. Und wenn man gar die Art beobachtet, wie in manchen frommen und theologischen Kreisen die Wiederkunft Christi sozusagen gehandhabt wird, um sich in dieser dem Untergang gewidmeten Welt sehr behaglich einzurichten und sich nicht nur den Kampf mit den widergöttlichen Mächten zu ersparen, sondern sie sogar zu billigen, zu stärken, ja sich mit ihnen zu verbünden, wie auch eine scheinbar bloß auf hohen Bergspitzen eschatologischer Betrachtung sitzende Theologie sich in der Ebene dieser verachteten Welt nicht bloß Hütten, sondern sogar Villen zu bauen versteht, dann verliert man vollends den Mut und die Lust, sich in dieser einen Haltung festzulegen.

Aber wie? — soll denn diese andere Haltung, diese erste Möglichkeit nicht gelten? Sollte sie aber *auch* gelten, kommen wir dann nicht

in einen unerträglichen *Widerspruch* hinein? Ich gestehe, daß ich diesen scheinbaren Widerspruch immer wieder empfinde. Aber ist es Widerspruch im Sinne der Ausschließung des Einen durch das Andere oder bloß Antinomie, Spannung, Polarität? Gibt es nicht eine Aufhebung des bloßen Gegensatzes?

Ich möchte die Antwort anhand von großen biblischen Gesichtspunkten zu geben versuchen.

Zum Ersten: „Wachet! Denn ihr wisset nicht, an welchem Tage euer Herr kommt.“ *Wir wissen nicht, wie und wann das Ende kommt.* Das ist ein beherrschender Gesichtspunkt der neutestamentlichen Botschaft. „Was aber jenen Tag oder jene Stunde betrifft“, heißt es weiter vorn in dem Kapitel, aus dem jenes Wort stammt, „so kennt keiner sie, auch nicht die Engel des Himmels, auch nicht der Sohn, sondern nur der Vater allein.“ Also dürfen wir dafür keinen Zeitpunkt festlegen, von keiner Weltlage sagen: „Nun haben wir die entscheidende eschatologische Situation.“ Das ist in keines Menschen Vollmacht. Das kann und soll auch nicht aus der Bibel *errechnet* werden. Das weiß der Vater allein. Darum aber haben wir zu wachen (und zu beten). Und das heißt: *arbeiten*. Und das heißt: die Aufgaben dieser Welt anfassen. Und zwar nicht bloß als „Demonstration“ (wie eine theologische Ausflucht lautet), ohne daß man an den Sinn solchen Tuns für Gottes Sache glaubte; das ist keine Arbeit, das ist bloß Spiel und Spielerei und eine theologische Ironisierung Gottes, dessen Aufgaben bitterer *Ernst* sind. Und es gehört dazu, daß wir in gewissem Sinne auch auf *Erfolg*, auf *Sieg* hoffen dürfen. Ohne das kann man nicht arbeiten. *Aber das alles ist zugleich eine Vorbereitung auf das Kommen des Herrn, ein Wachen (und Beten) auf ihn hin.* In dem allem sollen wir auf *ihn* achten. Das alles darf nicht ein menschliches Spielen oder Machen sein, sondern seinen Sinn von *ihm* aus bekommen. Das alles muß aus dem Gebot und der Hoffnung des *Reiches* stammen und zu ihm hinführen. Darin *hat* es aber Sinn, auch das Kleinste. Es bereitet dem Herrn den Weg und geht mit hinüber. Kein solches Bemühen geht verloren. „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

Der zweite große Gesichtspunkt, der dieses Problem aufhellt und die beiden Möglichkeiten verbindet, wird mir vor allem durch die Offenbarung Johannis gegeben. Er scheint mir überragend wichtig: *Es ist gar nicht richtig, es ist gar nicht neutestamentlich, daß das Kommen Christi sich nur im Zusammensturz vollziehe, vielmehr gehen dabei Zusammensturz und Aufbau Hand in Hand.* Darauf weist namentlich das großartige, so viel mißdeutete und mißbrauchte Symbol vom tausendjährigen Reiche. Es will sagen: Mitten in die Katastrophen hinein, die das Kommen des neuen Aeon begleiten und freilich zu dem Ende hinführen, kann es auch gewaltige Siege und Entfaltungen des Reiches geben. Sie können kleine oder große Perioden aus-

füllen. Sie können der Welt für lange ein neues Leben aus Gott verleihen. Sie können für lange genügen: denken wir an das Beispiel der Reformation des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Nachher, wenn sie ihre göttliche Mitgift an Wahrheit und Leben aufgebraucht haben — wie heute sicher jene Reformation — mag von neuem die Krise und Katastrophe einsetzen. Die Menschen sind dann für einen neuen Kampf und Sieg des Reiches vorbereitet. So leiten die siegreichen Durchbrüche des Gottesreiches in seinem Kampfe mit dem Reich der Welt zu dem *letzten* Durchbruch hin, welcher *der* Durchbruch sein wird.

Solche Durchbrüche gibt es! Aber auch hier dürfen wir keine Fixierung vornehmen, keine Periode festlegen, etwa als die des tausendjährigen Reiches. Das tausendjährige Reich ist nicht eine Periode, sondern ein *Prinzip*, es ist eben die Verheißung, daß wir immer wieder inmitten der kleineren oder größeren, der chronischen oder der akuten Katastrophen, die das Ringen des Gottesreiches mit dem Weltreich begleiten, auf Siege des Reiches, auf Durchbrüche rechnen dürfen, im Großen wie im Kleinen, im Kleinen wie im Großen. Solche Durchbrüche entsprechen dem Geist und der Verheißung der Bibel und sind keinem Hohn der Theologen und der Frommen erreichbar.

Wenn man aber nicht auf die Offenbarung Johannis hören will, dann blicke man auf Christus selbst. Hat er bloß auf das müßige Warten auf das Reich abgestellt und sich mit seiner Jüngergemeinde aus der Welt herausgezogen? Hat er nicht vielmehr sich mitten in diese Welt gestellt, die er doch als eine auf Abbruch gesetzte kannte? Hat er nicht das Volk gelehrt, die Kranken geheilt, die Zöllner und Sünder begnadigt, den Armen die frohe Kunde gebracht? War nicht die Umkehr ein ungeheures *Tun*? *Vollzog* sie sich, als das Reich Gottes „mitten unter uns“, nicht gerade in diesem *Tun*? Wurde das gespannteste Harren nicht zur siegreich erfülltesten Gegenwart?

So soll es auch bei uns sein — im Kleinen wie im Großen, im Großen wie im Kleinen. Wir sollen wachen (und beten), und das heißt: arbeiten, nicht bloß auf den zerstörenden, sondern auch auf den aufbauenden Christus hin. Wachen (und beten), und das heißt: *Aufpassen*. Und Aufpassen heißt: merken, daß Gott kommt und wie er kommt. Das heißt: ihm nicht vorschreiben, daß er gerade so, gerade in dieser Gestalt und in diesem Zeitpunkt komme, daß er unbedingt nur zerstörend oder nur in einer bestimmten Form schaffend komme, sondern ihn so erkennen und anerkennen, wie er kommt, und so mit ihm zu seinem Feste gehen.

Sollte das nicht die Auflösung jenes scheinbaren Widerspruches sein? Sollten nicht so die beiden Möglichkeiten sich verbinden? Und sollte nicht das Geheimnis der Verbindung scheinbarer Gegensätze, wie immer, darin bestehen, daß wir, die menschlichen Schablonen lassend, die wir machen und die wir auch in die Bibel hineinsehen, uns an den

Lebendigen selbst halten? Dann sehen wir freilich die ungeheuren Mächte des Bösen in unserer Zeit mit ganz wachen Augen. Und es steht uns fest, daß nur Gott sie besiegen kann, durch sein Kommen in Christus. Die erste Möglichkeit erfüllt uns also ganz. Wir kommen in ihr zur Ruhe. Gewiß. Wir blicken durch all den dämonischen Wirbel dieser Tage immer wieder sieghaft und getrost auf den, der in alledem, über alledem und durch all das kommt — über den vergehenden Himmel und die vergehende Erde der Ungerechtigkeit auf den neuen Himmel und die neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt (2. Petri 3, 13). Aber es ist keine *müßige* Ruhe, sondern eine tätige, sogar erst recht eine tätige. Nichts ist uns zu klein dafür. Es kann dazu gehören. Freilich wird sich eine *Auswahl* in unserem Tun vollziehen, wenn es unter diesem Lichte steht. Es wird wirklich wegfallen, was bloß Machen ist, was bloß aus dem Drange geschieht, überhaupt etwas zu tun. Dieses Fieber, diese Berausung werden gekühlt und gestillt durch das Warten auf Ihn. Aber aus diesem quillt dafür eine ganze Welt des Tuns, im Kleinsten wie im Größten. Und alles wird zum Feste. Auch das Schwere. Denn es ist das Harren auf den Bräutigam; denn es ist die Wegbereitung für den Hochzeitstag des Reiches.

Was aber die Frage betrifft, ob es mehr in die Katastrophe oder mehr in den Aufbau hineingehe, oder gar, ob Christus schon ganz nahe sei, nahe das Ende, oder ob sich noch große Perioden, vielleicht Aeonen, zwischen das Jetzt und dem Ende schieben, so möchte ich darüber sagen: *Wir wissen es nicht*, sollen nicht tun, als ob wir es wüßten. Wenn die Schrecken allzu groß und die Offenbarungen des Bösen allzu furchtbar werden, so ist es natürlich, daß wir nach dem Letzten ausschauen. Vielleicht ist es wirklich nahe. Vielleicht! Und sicher *wird* Christus kommen, *muß* Christus kommen, um die Uebermacht des Bösen niederzuwerfen und die Schrecken der Offenbarung des Bösen durch den Glanz der seinigen zu überwinden. Aber ob schon zum Letzten? Wir wollen auch darauf *gerüstet* sein. Wir wissen nicht, zu welcher Stunde der Herr kommt, bedeutet ja auch: Wir sollen nicht zu wissen glauben, daß und wann er *nicht* kommt. Aber wir sollen in beiden *demütig* sein: in der Erwartung des Endes und in der Erwartung, daß es noch nicht das Ende sei. Und — darauf kommt alles an! — *arbeiten*. Arbeiten, und wenn es auch schon eine Viertelstunde vor dem Ende wäre. Arbeiten was zu arbeiten ist. Arbeitend soll er uns finden und nicht schlafend. Nur arbeitend können wir seinen Schritt hören und uns aufmachen, ihn zu empfangen. Freilich nicht betäubt und berauscht arbeiten, sondern so, daß wir ihn *hören* können! Und wenn uns *Verheißung* entgegenkommt, Verheißung von Sieg, ja von Durchbruch, dann nicht im Namen eines eschatologischen Dogmas ablehnen, was Gott selbst anbietet.

So, meine ich, können wir die beiden Möglichkeiten erfüllen, die beiden Linien des Ausblicks verbinden: das Letzte sehen und doch in

seinem Lichte das Vorhandene tun, erst recht tun; auf alles gefaßt fein und doch gerade in dieser Gefaßttheit Gottes Werk verrichten, das immer und auf alle Fälle gilt; auf den Kommenden warten und doch dem Gegenwärtigen dienen — dem ewig Gegenwärtigen, dem überall und immer alles dienen soll und kann.

Leonhard Ragaz.

Die Friedensbotschaft des Alten Testamentes.

Die Frage des Friedens steht heute im Mittelpunkt des Weltgeschehens. Sie ist die Entscheidungsfrage nicht nur für Europa, sondern für den gesamten Erdkreis, für das ganze Menschengeschlecht. Auch da, wo sie nicht gestellt, oder nur heuchlerisch gestellt wird, ja, auch da, wo der Friede mit Füßen getreten, wo ihm aufs gräßlichste entgegengearbeitet wird, wo Blut, Bruderblut in Strömen fließt, auch da, und gerade da, ist sie der Kern, die Entscheidungsfrage des heutigen Daseins.

Darum aber, weil diese Frage heute nicht nur von einem Meer von Blut und Tränen, sondern auch wie vielleicht niemals noch in geschichtlicher Zeit von ungeheuren Wolken des Truges und der Lüge umgeben ist, weil die heutige Menschheit verstrickt ist in ein Netz von ganz auf Krieg abgezielten Institutionen und Organisationen, weil nicht das Leben, sondern der Tod der Beherrscher unserer Welt ist, dem alle Mächte und Gestaltungen in ihr letztthin dienen, darum gilt es nicht nur, immer wieder die Stimme für den Frieden zu erheben und alle Stimmen für ihn zu sammeln: es gilt auch, sich Rechenschaft abzulegen über das überaus schwierige Problem, das der Friede nicht nur in unserer Welt, sondern in aller Menschenwelt überhaupt bedeutet.

Denn der Friede ist keine selbstverständliche Lebensform, kein mit unserer Natur gegebener Zustand. Die Geschichte des Friedens unter den Menschen ist dunkel genug. Es ist die Geschichte seltener Lichtblicke und kleiner Inseln in einem Meer verwüstender Kriege, die zu immer furchtbareren, unmenschlicheren Formen angeschwollen sind. Und weniger noch als in der Geschichte ist der Friede in der Natur zu finden. Die Geschichte zeigt wenigstens Ansätze zu ihm; der Natur als solcher ist er völlig fremd. Die Natur weiß nichts von Frieden; sie ist bis in die scheinbar so sanfte, so stille Pflanzenwelt hinein voller Kampf und Streit. Alles naturhafte Dasein kennt nur das eine Gesetz der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung jeder lebendigen Form, des Sich-Ausbreitens nach dem Wachstumsgesetz, das jedem lebendigen Wesen, vom bescheidensten Pflänzchen bis zum höchsten uns bekannten Organismus: dem menschlichen, innewohnt. Das Zusammenbestehen dieser zahllosen verschiedenen Gesetze bedeutet darum immer zugleich einen Kampf um Lebensraum, ein Verdrängen anderer Lebewesen, und damit Unruhe und Streit.